

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

In einer Nacht. Eine Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62031

's hot nimmi lang gedauert, no' hawwe se getrische:
 »sof gi bä! sof gi bä!« Des isch soviel als wie
 mer zu Mannem secht: »nix wie fort unn haam!«,
 unn mei Kammerad hot 's Zähnlappe kriegt unn
 hot g'sagt: »Wär' ich doch numme ichunn dehaam
 unn dat hinterem Ose sitze bei meinere Marieluwies
 ihrem gude Kaffee!«

Derweil war's drausse muggsmeisleschdill. »Du,
 schubb ich mein' Kammerad in die Ribbe, »jet'
 kenne mer 'naus!«

»Gugg emol erscht,« secht er, »ob's aa sauwer is
 drausse.« Ich vorsichdich die Nas' raus — rei Mensch
 meh do! »Alleh dubbswitt, Kammerad, sie sinn all
 fort!« Endlich schlupft er 'raus. Ich gugg — unn
 gugg — ha! is dann des menichemeeiglich! wahr-
 haftig — »Majeschdäd, sinn Sie's?« »Jo, freilich,«
 secht 'r, »schrei net so arg, Schreiverweis! Ich hädd'
 des vunn dir aa net geglaabt, daß du mir dorchbrennst
 — loß jet' gut sei! Die sinn jetzt all fort. Mir
 gehe noch ganz schnell zum Löwewert!« So hawwe
 mir's g'macht. Unn wie mer zwai Schobbe getrunte



„Majeschdäd, sinn Sie's?“

g'hadd hawwe unn unser Schweinetnechle gesse, hot der
 Naboleon for mich mitbezahlt unn g'sagt: »Schreiver-
 weis, ich geh' jetzt haam. Awer ich bitt' dich um's
 Himmels wille! Sag' nergends 'was vum Prok-
 kaschte, 's wär' jo e gar zu argi Schand' for mich,
 wann des 'rauskäm!«

No, ich häbb nix g'sagt, so lang er g'lebt hat,
 drum haift's alleweil, er wär' jo e großer Held g'west.
 Awer jet' därf ich's jo sage. Der Naboleon hot
 noch ärger Angscht ghatt in der Schlachd vunn
 Wadderloo — wie ich vor meiner Bavett. Unn
 des will 'was haife!«

Fürbitte.

Gedenke, daß du Schuldner bist
 Der Armen, die nichts haben,
 Und deren Recht gleich deinem ist
 An allen Erdengaben.
 Wenn jemals noch zu dir des Lebens
 Gefegnet goldne Ströme gehn,
 Laß nicht nach deinem Tisch vergebens
 Den Hungrigen durchs Fenster sehn;
 Verschende nicht die wilde Tanbe,
 Laß hinter dir noch Lehren stehn,
 Und nimm dem Weinstock nicht die letzte Tranbe!

Hermann Einig.

In einer Nacht.

Eine Erzählung.



in niedriger, blau-
 grauer Spätnovem-
 berhimmel hing über
 der Gegend. Bis
 vor kurzem hatte
 ein selten schöner
 Herbst das fruchte-
 geschmückte, wein-
 laubumrankte Szep-
 ter hochgehalten.
 Nun aber war die
 Witterung unge-
 schlagen. Seit meh-
 reren Tagen hatte
 sich die Sonne nicht
 gezeigt, und beson-
 ders seine Nasen
 witterten in der Luft
 des ersten

mit unfehlbarer Sicherheit das Nahen des ersten
 Schnees.

Auf der Landstraße, die nach dem tief in die Berge
 gebetteten Dörfchen Zellern führte, schritt ein kräftiger,
 hübscher Bursche rüstig dahin. Er war in den Sonn-
 tagsanzug eines einfachen Arbeiters gekleidet, sein
 energisches Gesicht mit den lebhaften Augen hatte
 aber einen Ausdruck, der das deutliche Streben nach
 einem höheren Wirkungskreis zeigte.

Bertold Fröhlich war in dem Dörfchen Zellern,
 dem er mit einer ungeduldig drängenden Hast zu-
 strebte, daheim. Er arbeitete aber schon seit mehreren
 Jahren in der etwa fünf Stunden entfernten Kreis-
 stadt in einer Kunstschlosserei. Die Eltern brauchten
 ihn nicht, da zu dem Häuschen, das sie ihr eigen
 nannten, weder Feld noch Wiese, sondern nur ein
 hübsches Gärtchen gehörte, das die kränkliche Mutter
 zusammen mit einer angenommenen entfernten Ver-
 wandten im stande hielt, während der Vater dreimal
 wöchentlich die Botengänge zwischen dem Dörfchen
 und dem Marktsteden besorgte, der noch zwei Stunden
 tiefer in den Bergen lag.

Bertold verbrachte regelmäßig alle Feiertage, manch-
 mal auch einen Sonntag daheim bei den Eltern.
 Da lebten dann die Zwischenzeiten auf, in denen sie
 voneinander getrennt gewesen, und jedes kleinste Er-
 eignis ihres engen Lebens gab den Anlaß zu liebe-
 voller Aussprache und Anteilnahme.

Vater und Sohn saßen sich, ihre Pfeifen schmau-
 send, gewöhnlich am Fenster gegenüber, bei gutem
 Wetter auch draußen in dem Gärtchen, das eine
 hübsche, von wildem Wein überrankte Laube besaß.
 Und die Mutter und ihre elternlose Verwandte, die
 unscheinbare, kleine Eva, hielten sich strickend und
 aufstehend in der Nähe der beiden Männer. Es
 war so schön, wenn der Bertold von den wunder-
 baren Fortschritten der Elektrizität erzählte, für die
 sein junges, begeisterungsfähiges Schlosserherz stürmisch

glühte. Hoffte er doch einmal selbst, vom Ambos zur Elektrizität übergehen zu können. Er wollte sich nur erst in dem einmal gewählten Beruf vollständig ausbilden. Nichts Halbes, war sein Wahlspruch.

Vater und Mutter nickten sich mit glänzenden Augen zu, wenn er so in die Zukunft hinein baute. In geradezu anbetender Andacht hingen aber die Augen der kleinen, blaffen Eva an ihm. Ihr war er der Held ihrer Träume, einer, der das Größte wollte und auch erreichen würde. Ihre schwärmerisch leuchtenden Blicke senkten sich jedoch sofort zu Boden, wenn Bertold ihr einmal im Gespräch das Gesicht zuwandte. Nicht um die Welt durfte er ahnen, wie es in ihr aussah. Sie, das arme, kleine, blasse Ding, wäre ja doch niemals seiner würdig gewesen, aber daß er mittheilig über sie lächelte, das wollte sie auch nicht. Darum mußte sie auf der Hut sein, damit ihr übervolles Herz sich nicht verrate.

In der Dämmerung begaben sich Vater und Sohn wohl zu einem Schoppen ins Wirtshaus. Der Alte machte gern Staat mit seinem Jungen, aber Bertold lehrte unter den Dörflern durchaus nicht seine erworbenene Stadtweisheit heraus. Still und gehalten saß er hinter seinem Glas und sprach gewöhnlich erst, wenn ihn dieser oder jener Wißbegierige dazu aufforderte. Da ließ er sich dann freilich von dem, was ihm am Herzen lag, hinreißen, und man hörte ihm hier im Wirtshaus beinahe ebenso gespannt zu wie daheim.

Werkwürdigerweise konnten seine Altersgenossen den frischen, lebensfreudigen Burschen nie bewegen, mit auf den Tanzboden zu kommen. Er finde kein Vergnügen am Tanzen, behauptete er. Da zeigte sich nun der sonst so offene Bertold nicht als ganz wahrheitsliebend. Freilich nach dem Tanzen an und für sich bramte er nicht besonders, aber er wußte auf dem Tanzboden eine Tänzerin, mit der er sich für sein Leben gern im Kreis geschwungen hätte. Er mußte oft sogar gewaltsam an sich halten, um nicht in den Saal zu eilen, wenn die lockenden Walzerklänge ertönten.

Seit Jahren schon liebte er im stillen die hübsche Tochter des reichen Dorngutbauern, er täuschte sich auch darin nicht, daß ihm Veronika feurigere Blicke zuwarf als den übrigen Burschen. Aber eine Aussprache hatte sie stets geschickt zu vermeiden gewußt, so daß er sich seufzend sagte, die Sache sei wohl aussichtslos, um so mehr, da der als stolz und hart bekannte Dorngutbauer gewiß nie eine Verbindung seiner einzigen Tochter mit einem blutarmen Burschen, wie er, zugegeben haben würde.

Allerdings lebte in ihm die Hoffnung, daß vielleicht bald schon dieser Fehler der Armut von ihm genommen werde. Er beschäftigte sich nämlich im geheimen mit einer Erfindung. Konnte er sie zu einem glücklichen Ausgang führen, so erwartete er davon einen völligen Umschwung seiner Verhältnisse.

Dann war ja wohl auch Aussicht vorhanden, daß er nicht ohne Erfolg um die Hand Veronikas werben dürfe. Inzwischen aber hielt er es für das Beste, sie

zu meiden, so gut er konnte. Vor allem floh er den verführerischen Tanzboden. Wozu die stille Herzenswunde immer weiter aufreißen, wie es auf dem Tanzboden, Brust an Brust mit ihr, umschmeichelt von den betörenden Klängen der Musik, unausbleiblich geschehen mußte?

Im Dorf wäre mehr wie eine gewesen, die den hübschen Burschen gern getröstet hätte, aber er hatte für keine andere Augen. Er bemerkte es nicht einmal, wenn bei seinen Besuchen daheim diese oder jene oft absichtlich seinen Weg kreuzte, damit er sie ansprechen müsse. Auch in der Stadt war er blind für jeden ermunternden Blick.

Und von dem Schatz treuester, reinsten Liebe, der in Gestalt Evas ihm oft so nahe war, daß er nur die Arme auszustrecken brauchte, um ihn an seinem Herzen zu bergen, wußte er ja nichts. Er hatte wohl schon einigemal gefunden, daß ein stiller, echt mädchenhafter Reiz für sie einnahm, obwohl ihr Gesicht gar nicht hübsch war, aber irgend ein lebhafteres Gefühl hatten die Gedanken an sie nie in ihm hervorgerufen.

Mitte November erhielt Bertold vom Vater einen Brief, in dem er ihm mitteilte, die Mutter habe sich erkältet und liege zu Bett, das Unwohlsein sei aber nicht gefährlich. Gerade jetzt lag eine solche Häufung von Arbeit vor, daß der Bursche sich nicht gut losmachen konnte, sonst wäre er sofort an das Krankenbett geeilt. Schon wenige Tage später traf ein zweiter Brief bei ihm ein, der ihn sofort nach Hause rief, da die Krankheit der Mutter eine Wendung zum Schlimmen genommen habe.

Nun ließ sich Bertold durch nichts mehr halten und machte sich augenblicklich auf den Weg.

Die frühe Abenddämmerung begann schon niederzusenken, als er die letzte Höhe erklimmte, von der aus er das Heimatdörfchen, von leichten Rauchwolken halb verschleiert, zu seinen Füßen liegen sah.

Er blieb einen Augenblick tief aufatmend stehen und wischte sich den Schweiß von der breiten Stirn. Sein sonst so frisches, braunes Gesicht war heute sehr blaß, und während er mit dem Handrücken auch über die Augen fuhr, blinkte es schon wieder verätherisch darin auf. Bertold liebte die stille, sanfte Mutter von Herzen, und auf dem ganzen Wege hatte das Stofsgebet auf seinen Lippen gebrannt, der Himmel möge ihm die teure Kranke erhalten.

Ein paar mal war es feltamerweise aber auch wie ein Murmeln des Zorns über diese Lippen gebrochen. Er mußte seine Gedanken krampfhaft bei der Krankheit der Mutter festhalten, sonst schweiften sie immer wieder ab zu jenem schönen Mädchen im Dorngut, zu der Veronika. Wie konnte das nur geschehen — gerade heute?

Er hatte eine Erklärung dafür, wenn er sie auch nicht als Entschuldigung gelten ließ. Vorgestern war er in der Stadt zufällig dem ihm wohlbekanntem Wägelchen des Dorngutbauern begegnet, und darin hatte neben der schönen Veronika der Zeimerranz gesessen, ein reicher Bursch aus dem Nachbarort.

Die Wageninsassen hatten ihn nicht bemerkt, wohl

deshalb, weil sie in ein überaus vertrauliches Gespräch vertieft schienen. Er hatte wie entgeistert hinter ihnen hergestarrt, gleich einer eisernen Klammer hatte es sich ihm um die Brust gelegt. In diesem Augenblick war es ihm erst so recht klar geworden, wie sehr er Veronika liebte, und immer wieder kehrten seitdem seine Gedanken zu ihr und dem Zeunerfranz zurück, und immer stürmischer erklang in ihm die Frage, ob die beiden Liebesleute seien?

Sogar auf dem schmerzlichen Weg zum Krankentbett der Mutter konnte er jene Gedanken und jene Frage nicht verbannen, so daß er endlich ganz zornig die Fäuste ballte und froh war, das Dorf erreicht zu haben. Nun war er in wenigen Augenblicken daheim, und über die Schwelle des Krankenzimmers sollten ihm die ungebeten Gäste gewiß nicht folgen. Dort war nicht Zeit und Ort, törichte Liebesorgen nachzuhängen.

Nach schritt er zwischen den ersten Häusern des Dorfes dahin, da schoß ihm das Blut auf einmal siedend heiß vom Herzen zum Kopf, und der stöckende Atem wollte kaum noch aus der Brust. Dort am Eingang des Dorngutes, an dem er vorüber mußte, stand Veronika.

Das junge Mädchen war eine echte rechte Bauernschönheit, groß, kräftig gewachsen, das Gesicht blühend und von leichtgewellten braunen Haaren umrahmt.

Verold wollte mit raschem Gruß an ihr vorübergehen. Sie rief ihn aber an und streckte ihm lachend die Hand entgegen, so daß er notgedrungen stehen bleiben und in die dargebotene Rechte einschlagen mußte.

„Hast du's denn gar so eilig?“ fragte sie und hielt wie im Scherz seine Hand fest. „Kannst mir doch erst hübsch »guten Abend« sagen und fragen, wie's geht und steht? Soviel müßt' ich dir doch wert sein, mein' ich.“

Der alte Zauber, den die Nähe des jungen Mädchens stets auf ihn ausgeübt, begann den Burschen wieder zu umstricken. Er wurde blutrot, und seine Augen irrten schein am Boden hin. „Ich hab's wirklich eilig,“ stammelte er. „Meine Mutter ist schwer krank.“

„Schwer krank?“ wiederholte sie. „Ach, ängstige dich doch nicht. So schlimm kann's nicht sein. Sonst hätte ich etwas davon gehört. Sie wird wieder einen Anfall ihres alten Brustleidens haben. Das ist kein Wunder bei dem plötzlich eingetretenen rauhen Wetter.“

„Nein, nein, es ist schlimm. Der Vater hat mir geschrieben —“

„Um Leben und Tod wird's nicht gleich gehen. Bleib nur ein paar Minuten da. Wir haben uns so lange nicht gesehen. Der Vater und die Knechte sind heute Mittag nach Beerenhausen gefahren, um Holz abzuliefern. Die Mägde sind noch nicht vom Felde heim. Ich bin ganz allein zu Hause. Leiste mir ein wenig Gesellschaft. Ich hab' mir in der Küche Warmbier gemacht. Komm, trink einmal mit. Das wird dir gut tun nach dem anstrengenden Marsch.“

Und sie zog den nur leicht Widerstrebenden an der Hand durch den Hofraum nach der Küche, wo sie ihn in der Nähe des Herdes auf eine Bank niederdrückte.

Er war wie von einer fixen Idee von dem Gedanken beherrscht, daß er jetzt erfahren könne, ob zwischen ihr und dem Zeunerfranz wirklich eine Verständigung bestehe. Darum war er ihr gefolgt. Vielleicht stand es auch wirklich nicht so schlimm um die Mutter, so daß er kein Unrecht tat, wenn er ein paar Minuten im Dorngut blieb. So lullte er die sich regende Stimme seines Gewissens ein.

Veronika hatte ihm gegenüber auf einem niedrigen Schemel Platz genommen und reichte ihm nun eine Tasse des würzig duftenden Getränks. Mechanisch



„Hast du's denn gar so eilig?“ fragte sie.

griff er darnach und führte die Schale an die Lippen, und ebenso mechanisch beantwortete er die Fragen, die sie an ihn richtete. Zu jener Frage aber, die ihm in der Seele brannte, wollten die Worte nicht über seine Lippen. Er fühlte die Kehle wie zugeschnürt. Gleichsam in einem Bann befand er sich. Leben war scheinbar nur in seinen Augen. Die hingen mit verzehrender Glut an dem Gesicht des jungen Mädchens, auf das die Herdglut ihre rotflackernden Lichter warf.

Und plötzlich ward die so lange niedergehaltene Empfindung für die Geliebte in dem heißblütigen Burschen übermächtig. Er sprang auf, riß Veronika von ihrem Schemel empor und bedeckte ihren Mund mit heißen Küssen. Sie wehrte sich kaum und duldete auch, daß er sie dann neben sich auf die Bank zog.

So saßen sie eng aneinander geschmiegt, und unter heißem Flüstern und heißerem Küssen verging wohl eine halbe Stunde. Veronika gestand dem Burschen, daß sie ihn schon immer geliebt, sich aber vor der Strenge ihres Vaters gesüchtet habe.

Der Vater dürfe auch jetzt von dem Vorgefallenen nichts erfahren. Er sei schrecklich in seinem Zorn.

„Bitte, Bertold,“ bat sie und machte sich von ihm los, „gelobe mir, zu schweigen. Mein Vater hat mich für den Zeunerfranz bestimmt, und daran ist nichts zu ändern. Nächsten Sonntag soll schon die Verlobung sein. Du wirst mich gewiß nicht in Ungelegenheiten bringen wollen? Nicht wahr, lieber Bertold, du schweigst?“

Der stand wie erstarrt. Also doch! Jener andere sollte der Glückliche sein! Mit ihm hatte sie nur gespielt, das herzlose Geschöpf, während er sich dem überschwenglichen Wonnegefühl hingeeben, seine kühnsten Träume würden in Erfüllung gehen. Ein blinder, heißer Zorn wallte in ihm auf. Es sah aus, als wolle er auf Veronika zustürzen und sie für ihr frevelhaftes Spiel strafen.

Sie wich vor seinem zornsprühenden Augen ängstlich in eine Ecke der Küche zurück. Da wurden draußen Stimmen laut; das gab ihr wieder Mut, und sie näherte sich dem Burschen und sagte: „Geh jetzt, die Mägde kommen vom Feld heim. Sie gehen erst in den Stall, ehe sie hierher in die Küche kommen. Du kommst gerade noch hinaus, ohne daß sie dich bemerken.“

Sie legte plötzlich die Hand auf seinen Arm und sah ihn abermals mit ihrem verführerischen Lächeln



Veronika gestand dem Burschen, daß sie ihn schon immer geliebt habe.

an. „Wenn du willst, können wir uns ja morgen noch einmal sehen. Ich habe dich wirklich lieb, Bertold. Aber ich muß dem Vater folgen. Das wirst du doch einsehen.“

Sie huschte an ihm vorüber in die neben der Küche gelegene Wohnstube, deren Tür sie hinter sich schloß. Der Bursche raffte sich auf, murmelte eine halbblaute Verwünschung und stürzte über den Hof

auf die Straße hinaus. Hier blieb er einen Augenblick stehen und strich sich das hereingefallene Haar aus der heißen Stirn. Es war inzwischen völlig dunkel geworden.

Da griff es plötzlich wie mit kühlen Kinderfingern nach seinem glühenden Gesicht. Er sah auf. Der erste Schnee sank in großen, weichen Flocken lautlos vom Himmel hernieder. Bertold nahm den Hut ab und ließ sich das heiße Haupt kühlen. Dann schritt er langsam mit schwankenden Schritten vorwärts. Der Flockenschleier in der Luft ließ ihn kaum die enge Seitengasse erkennen, die er einschlagen mußte, um zu dem väterlichen Hause zu gelangen. Endlich hatte er's erreicht. Die niedrigen Fenster waren verhängt, aber es schimmerte ein schwacher Lichtschein dahinter.

Bertold stand ein paar Schritte vor dem Häuschen still, in einem unwillkürlichen Schauer in sich hineinfröstelnd. Ihm war, als könne er gar nicht über die Schwelle, als habe er sich dessen unwürdig gemacht. Die Stimme der kranken Mutter hatte ihn hergerufen, er aber hatte sich im letzten Augenblick von einer anderen Stimme betören lassen und die kranke Mutter vergessen.

Wie sollte er ihr nur ins Auge sehen, wenn es wirklich so schlimm um sie stand, wie ihm der Vater geschrieben, wie durfte er sie küssen mit den Lippen, die eben noch in wildem Sinentaumel an dem Mund jenes falschen Mädchens gehangen!

Er stöhnte laut auf und biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Dann rieb und scheuerte er sich mit dem Rockärmel die Lippen fast blutig, um die Spur jener sündhaften Küsse fortzutilgen.

Endlich klinkte er die Haustür auf und tappte sich durch den dunklen Flur behutjam nach der Wohnstube. Die Tür war nur angelehnt. Der Bursche trat zaghaft auf die Schwelle. Mit einem raschen Blick überflog er das Innere des Zimmers. In dem Bett, das den ganzen Hintergrund des niedrigen Raumes einnahm, lag die Mutter und schlief wohl. Wenigstens waren die Augen festgeschlossen, und die mageren Hände lagen friedlich gekreuzt auf der bunt gewürfelten Decke.

Bertold lehnte sich an den Türpfosten zurück und atmete erleichtert auf. Gott sei Dank, die Mutter schlief, hatte wohl die ganze Zeit geschlafen, während er sich im Dorngut bei Veronika befunden! Er hatte sie nicht um kostbare Minuten bestohlen, in denen sie voller Schmerzen dagelegen und auf seinen Schritt gelauscht hatte, der sich immer noch nicht hören ließ. Sein Vergehen wollte ihm jetzt minder schwarz und abscheulich erscheinen.

Auf dem Tischchen neben dem Bett stand ein Licht, und der Schein fiel gerade auf das Gesicht der Mutter. Dies Gesicht aber war so seltsam blaß und starr, wie der Bursche jetzt beim Nähertreten gewahrte, ein Ausdruck war darin — ein Ausdruck — sein Herz drohte plötzlich stillzustehen. Eine entsetzliche Ahnung stieg in ihm auf.

In diesem Augenblick gewahrte er erst die Gestalt

eines jungen Mädchens, das neben dem Bett kniete und inbrünstig betete. In ihre Andacht versunken, hatte sie sein Kommen nicht bemerkt.

„Eva,“ rief Bertold mit versagender Stimme hervor. „Wie geht es der Mutter?“

Eva fuhr auf, und in ihren Augen malte sich das innigste Mitleid mit dem armen Burschen, der noch nicht wußte, daß inzwischen der Tod seinen Einzug in dem Häuschen gehalten hatte. Sie ging auf Bertold zu und tastete nach seiner Hand. „Sei stark, Bertold,“ bat sie in rührender Teilnahme, „die Mutter schläft nicht, wie du wohl glaubst, — sie ist vor einer Viertelstunde gestorben.“

„Vor einer Viertelstunde?“ wiederholte Bertold lallend. „Also während ich —“

Mit einem Wehschrei stürzte er über das Bett hin und flehte: „Mutter, Mutter, schlage nur noch einmal die Augen auf und sage, daß du mir verzeihen hast! Nun weißt du ja schon, was ich getan! Sage, daß du mir vergibst! Wie soll ich sonst mit dieser Schuld auf dem Gewissen weiter leben? Du bist gestorben, während ich —“

Er schlug in seiner Verzweiflung mit dem Kopf so heftig wider den Bettrand, daß er bewußtlos und mit blutender Stirn neben dem Lager der Toten zusammensank.

Eva hatte in seine wirren Klagen keinen Sinn bringen können. Sie ließ sich auch gar keine Zeit, darüber nachzudenken, sondern schleppte nach der ersten Erstarrung mit zitternden Händen ein Wasserbecken herbei und wusch dem Ohnmächtigen das Blut von der Stirn. Die Berührung mit dem kalten Wasser ließ seine Besinnung zurückkehren. Er richtete sich an Evas Hand langsam auf, ließ sich von ihr zu einem Stuhl führen und litt es geduldig, daß sie ihm ein weißes Tuch um das verletzte Haupt schlang. Regungslos saß er dann da und brütete dumpf vor sich hin.

Eva hatte sich ihm gegenüber gesetzt und die Hände auf der Tischplatte gefaltet. Zwischen beiden stand die Lampe und ließ ihren zitternden Schein hin und wieder spielen. Das Lager der Toten befand sich jetzt im Dunkeln, da Eva es mit ihrem Rücken deckte. Von dem ungefügen Kachelofen her strömte eine leise, sanfte Wärme durch das Zimmer. An der Wand neben der Tür tickte die kleine Schwarzwälderuhr. Es lag ein stiller Frieden über dem niedrigen, engen Raum. In den Herzen der beiden jungen Menschen kinder freilich fehlte er.

Bertold hatte die Empfindung, sein ganzes Leben sei nun zerbrochen. Für alles, was noch kam, fehlte ihm der Segen der Mutter. Sie hatte in ungestillter Sehnsucht nach seinem letzten Wort sterben müssen. Er mußte plötzlich an die Erfindung denken, mit der er sich trug. Nun mißlang sie ihm gewiß, und wenn sie ihm glückte, konnte er keine Freude daran haben. Möchte in Zukunft auch sein Lebensweg nach aufwärts führen, ein schwarzer Schatten fiel stets darauf, und dagegen half wohl alle seine Reue nichts.

In seine müde, stumpfe Verzweiflung versunken,

bemerkte er gar nicht, daß die arme blasse Eva, außer mit dem Schmerz um die Tote, die ihr Mutter gewesen war, auch noch mit einer anderen Empfindung zu ringen hatte. Es war offenbar eine tiefe Unruhe, die sich in ihren weichen Zügen ausdrückte. Sie sah öfters auf die Uhr und horchte dann angestrengt nach dem Fenster hin, ob sich draußen kein Schritt vernehmen lasse.

Eudlich stand sie leise auf und ging hinaus.

Als sie in das Zimmer zurückkehrte, konnte sie die Angst nicht länger verbergen, die immer mehr in ihr Platz griff.

Bertold sah auf und fragte: „Was hast du denn?“

„Der Vater —“ stotterte sie. „Ich war eben vor der Tür. Der Schnee liegt schon wenigstens einen Fuß hoch, und es schneit noch immer ununterbrochen weiter. Der Vater ist aber noch nicht von seinem Botengang zurück. Eigentlich hätte er schon vor einer Stunde da sein sollen. Wenn ihm nur nichts geschehen ist.“

Bertold war schon bei Evas ersten Worten aufgesprungen. In seinem Schmerz und Glend hatte er gar nicht daran gedacht, nach dem Vater zu fragen. Jetzt raffte er seinen Hut von einem Stuhl auf und stürmte nach der Tür.

Eva hielt ihn zurück. „Du bist so erschöpft,“ sagte sie besorgt. „Traust du deinen Kräften auch nicht zuviel zu? Es ist zwei Stunden bis Beerenshausen. Wenn nur jemand da wäre, der mit dir gehen könnte. Aber ich darf die Tote nicht allein lassen.“

Bertold wehrte ihre besorgten Reden ab. „Laß nur. Die kleine Schramme an der Stirn macht mir nichts. Ich spüre sie kaum noch.“ Er machte eine Bewegung, als wolle er an das Lager der stillen Schlaflerin herantreten und davor in die Knie sinken. Aber der Gedanke an das, was er getan, scheuchte ihn gleichsam von der ersten Ruhestatt zurück. Nur einen scheuen Blick voll bitterer Reue ließ er darüber hinschweifen.

„Wache und bete du bei der toten Mutter, Eva,“ stieß er hervor. „Bete auch für mich mit,“ setzte er mit sinkender Stimme hinzu und drängte abermals nach der Tür.

„Noch einen Augenblick,“ rief Eva Bertold an. Sie war zu einem kleinen Wandschrank geeilt und kam mit einem Fläschchen zurück, das sie mit einem von ihr selbst angefertigten Beerengeist gefüllt hatte. Sie schob das Fläschchen in die Brusttasche des Burschen, reichte ihm mit abgewandtem Gesicht die Hand und murmelte mit tränenerstickter Stimme: „Geh mit Gott, Bertold — und lehre glücklich mit dem Vater wieder heim.“

Sie leuchtete ihm durch den Flur bis zur Haustür. Kaum hatte er sie geöffnet, so umpfiff ihn die kalte Winterluft. Es war, wie es schien, sehr windig geworden. Bertold atmete tief auf, als schüttle er eine schwere Last von sich ab. Es ward ihm freier um die Brust. Gott sei Dank, er hatte für die nächste Stunde eine Aufgabe vor sich, die ihn hoffentlich den

unsäglich quälenden Gedanken und Empfindungen, die in ihm tobten, für eine Zeitlang entrinnen ließ.

Gewiß war es ihm vergönnt, den Vater durch den so unvermuthet hereingebrochenen Wintersturm, auf dessen Lücken er nicht vorbereitet war, glücklich heimzuleiten. Ob ihm diese geringe That dann als ein Verdienst angerechnet wurde, das seine große Schuld der toten Mutter gegenüber verringerte? Als spähe er nach einem bejahenden Zeichen, hob er unwillkürlich die Augen zum Himmel, aber der war grau und lichtlos, kein tröstender Stern schimmerte zu ihm hernieder.

Der Bursche stürmte hinaus in die Nacht.

Der armen Eva verlosch plötzlich unter dem herabblausenden Sturmaterm das Licht in der Hand. Auch das wenige Licht in ihrer Seele wollte mit Bertolds Fortgehen vollends verlöschen. Dunkelheit und namenlose Bangigkeit drängten so heftig auf sie ein, daß sie dem Enteilenden angstvoll hätte nachrufen mögen: „Bleib — bleib! Wer weiß, was da draußen in der unwegsamen Nacht für Gefahren auf dich lauern!“ Aber sie mußte diesen Ruf voll bitterer Herzensnot auf ihren Lippen zurückhalten.

Vor allem galt es ja doch, den Vater aufzufinden, ihn zu retten vor dem drohenden Tod des Erfrierens! Gott mochte um beide seinen schützenden Mantel breiten.

Eva tastete sich in das Sterbezimmer zurück und sank an dem stillen Lager in die Knie nieder. Sie zog die Hand der Toten an ihre Lippen und bat sie inbrünstig, in den lichten Höhen, zu denen sie aufgeschwebt sei, Fürbitte einzulegen für Vater und Sohn, daß sie wohlbehütet heimkehren möchten in die schützenden Mauern.

Auf einmal fuhr das junge Mädchen erschrocken in die Höhe. Wie mit Blut übergossen stand sie da. Ihr war eingefallen, daß sie dem heimkehrenden Bertold, der mehrere Stunden anstrengenden Weges hinter sich hatte, auch nicht einen Bissen, nicht einen Tropfen vorgesetzt! Wie er gekommen war, erschöpft und müde, hatte sie ihn wieder in die Nacht hinausgehen lassen. Freilich, der eingetretene Todesfall mochte ihr als Entschuldigung dienen. Sie hatte darüber alles andere vergessen.

Aber nein, gerade weil der Tod die umsichtige Hausfrau aus dem kleinen Heim abgerufen, hätte sie mit verdoppeltem Eifer sich der verwaisten Stelle annehmen müssen. Gewiß, gewiß, sie hatte sich in nicht zu entschuldigender Weise pflichtvergessen gezeigt, nichts von dem biblischen treusorgenden Frauengemüt war in ihr gewesen. Sie konnte und durfte sich diesen bitteren Vorwurf nicht ersparen, und ihr war, als regten sich auch die stummen Lippen der Heimgegangenen dort zu diesem Vorwurf, zu dem mahnenden Wort: Nie soll man über dem Tod das Leben vergessen! Den Lebenden gebührt in allem das erste Anrecht!

Voll flammender Beschämung eilte sie in die Küche, um für Vater und Sohn ein kräftiges Abendessen zu

bereiten. Ihre heißen Tränen tropften nieder auf das Gerät.

Inzwischen war Bertold trotz dem schlechten Wege in voller Jugendkraft dahingestürzt. Es schneite noch immer, dazu wuchs der Sturm, der sich aufgemacht hatte, in bedenklicher Weise an. Die Straße war schon völlig verweht. Bertold hatte stellenweise Mühe, sich zurechtzufinden, aber seine scharfen Augen durchdrangen das Schneegestöber und ließen ihn die mit dicken Hauben überzogenen Marksteine erkennen, die da und dort aufgestellt waren. Dabei versäumte er keineswegs, nach rechts und links über die verschneiten



Das konnte ja nur die zusammengefunken Gestalt eines Menschen sein.

Wiesen und Felder hinzuspähen, falls der Vater die Richtung verloren habe und vom Wege abgetommen sein sollte.

Eine Stunde mochte er sich so, ohne auch nur einmal auschnaufend stehen geblieben zu sein, vorwärts gearbeitet haben, als er eine hohe Gestalt erblickte, die still und regungslos am Wege stand. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Wer mochte das sein, der da in Schnee und Nacht so einsam in der menschenleeren Gegend verharrt? Der Vater war nicht so groß, und heute bei dem schlechten Wetter ging er gewiß noch gebückter als sonst. Die Gestalt dort ragte aber hoch auf in feierlichem Schweigen.

Bertold trat leicht klopfenden Herzens näher und erkannte mit flüchtigem Lächeln in dem vergrämten Gesicht seinen Irrtum. Er war den Weg schon seit ein paar Jahren nicht mehr gegangen, es war ihm

ganz entfallen, daß ungefähr in der Mitte des Weges zwischen dem Dörfchen und dem Marktflecken ein Muttergottesbild aufgerichtet stand. Er sah mit frommem Gruß zu ihm auf und wollte weitergehen.

Da stakete er. Sein Blick hatte eine formlose Masse gestreift, die am Fuß des Heiligenbildes, halb vom Schnee verweht, in unbestimmten Umrissen sichtbar war.

Wie vorher am Totenbett der Mutter, stand dem Burschen auch jetzt einen Augenblick das Herz still. Er war unfähig, nur ein Glied zu rühren.

Das konnte ja nur die zusammengesunkene Gestalt eines Menschen sein, auf die seine brennenden Augen niederstarrten. Allmächtiger — wenn es sein Vater wäre!

Und es war sein Vater, wie er im nächsten Augenblick, auf den Knien liegend, sich überzeugte.

Ein qualvoller Schrei entrang sich Bertolds Brust. War denn dieser Tag bestimmt, ihm alle seine Lieben zu rauben, damit er fortan in bitterster Reue sein verlorenes Leben ganz allein weiter tragen mußte?!

Aber nutzlose Klagen und Betrachtungen waren jetzt nicht am Platze. Es galt, zu handeln, zu retten, was noch zu retten war. Er tastete mit bebenden Händen nach dem Herzen des Zusammengebrochenen, und nachdem er die Hülle der Kleider davon entfernt hatte, legte er das Ohr daran. Gottlob, das Herz bewegte sich noch unter schwachen, unregelmäßigen Schlägen, und jetzt war ihm auch, als wehe aus dem halberstarrten Mund des Alten ein leiser Hauch über sein Gesicht hin. Mit einem dankbaren Blick sah der Bursche zu der milblächelnden Muttergottes auf, deren allerbarmherzige Liebe ihm das teure Leben behütet hatte.

Während er nun den Oberkörper des Vaters behutsam aufrichtete und den lieben alten Kopf an seine Brust lehnte, gelobte er sich, alle seine Kräfte aufzubieten, um den Vater jetzt auch vollends in Sicherheit zu bringen. Es mußte ihm gelingen! Und einen Schritt vorwärts zur Verzeihung des Himmels für die schwere Schuld, mit der er sich an der sterbenden Mutter veründigt, tat er damit gewiß.

Vor allem mußte er sein ganzes Augenmerk darauf richten, den Vater ins Bewußtsein zurückzurufen. Er holte das Fläschchen hervor, das Eva ihm in die Tasche geschoben, und stößte dem Ohnmächtigen einige Tropfen des belebenden Inhalts ein. Der alte Mann konnte erst ganz kürzlich hingefunken und eingeschlafen sein. Er schlug unter den zärtlichen Bemühungen Bertolds langsam die Augen auf und suchte seine Gedanken, die schon halb und halb in die Gefilde des Todes hinübergeirrt waren, zu sammeln.

Endlich erkannte er in freudigem Schreck den Sohn, der mit leiser, weicher Stimme auf ihn einredete: „Wie fühlst du dich, Vater? Komm, trinke noch einen Schluck. Das wird dir gut tun. So.“

„Ja — ja — das tut gut,“ erwiderte der Alte. „Aber sage mir — wie kommst du denn hierher? Ach richtig, ich habe dir ja geschrieben, daß du heimkommen möchtest, weil die Mutter — wie geht's

denn der Mutter?“ fragte er in lebhaft erwachender Sorge. „Du kommst doch von zu Haus —“

Bertold nahm alle seine Kräfte zusammen, um ruhig zu bleiben. Der Vater durfte in diesem Augenblick natürlich die Trauerbotschaft nicht erfahren. Die schmerzliche Wahrheit hätte seinen schwachen Kräften den letzten verhängnisvollen Stoß geben können. So antwortete der Bursche tapfer: „Die Mutter schläft —“

„Die Mutter schläft,“ schwatzte der Alte, der an der Brust des Sohnes gar nicht daran zu denken schien, daß er sich noch immer mitten in den Gefahren der Winternacht befand, zufrieden vor sich hin. „Sie schläft — das ist gut. Dann hat sie sich nicht meines langen Ausbleibens wegen gesorgt. Aber du, mein guter Junge, hast Angst bekommen, und da bist du mir entgegengelassen. Das war brav von dir. Siehst du, ich hatte mich im Flecken ein bißchen verspätet — und dann fing es auf einmal zu schneien an — und der Sturm kam — da wollten meine Kräfte nicht mehr so recht aushalten. Ich setzte mich hier bei der Mutter Gottes nieder, um auszuruhen. Muß aber wohl eingeduselt sein. Und wer weiß, wenn du nicht gekommen wärst —“

Bertold unterbrach den behaglichen Redestrom des Alten: „Ja, ja, Vater. Nun versuche aber vor allem einmal, dich auf die Füße zu stellen. Wir müssen heim. Deinen Korb freilich werden wir wohl bis morgen im Stich lassen müssen.“

„Das schadet nichts,“ meinte der Alte mit einem Seitenblick auf seinen treuen Kameraden, der halb unter dem Schnee vergraben lag. „Er ist heute gerade vollständig leer. Es wird ihm nichts geschehen unter der weichen Decke. Morgen früh sag' ich dann dem Ziegelpeter, daß er ihn auf seinen Wagen nimmt und ihn mir Abends mit heimbringt.“

Von den kräftigen Armen des Sohnes unterstützt, war es für den alten Mann kein allzu großes Kunststück, sich vollends aufzurichten. Aber als er dann versuchen sollte, ein paar Schritte vorwärts zu tun, rief er kläglich: „Bertold, ich glaube, es geht nicht. Die Füße sind mir so eigentümlich schwer.“

Der Bursche überlegte einen Augenblick. Kurz entschlossen sagte er dann, während er niederkniete: „Komm, Vater, ich nehme dich auf den Rücken. Du legst die Arme fest um meinen Hals. So wird's schon gehen. Komm.“

Der alte Mann tat, wie ihm geheißen wurde, und Bertold erhob sich mit seiner Last, die im ersten Augenblick allerdings ziemlich leicht erschien, da der Vater von kleiner, schwächlicher Gestalt war.

Aber der Bursche verhehlte sich keineswegs die Schwierigkeit seines Unternehmens. Seinen Kräften war durch den weiten Weg aus der Kreisstadt bis zum Heimatdörfchen und durch den gewaltigen Schmerz, der dort auf ihn eingestürmt war, schon sehr viel zugemutet worden. Auch die Wunde an der Stirn hatte ihn geschwächt — und schließlich das Entsetzen, als er am Muttergottesbild den erstarrten Vater auffand! Doch er biß die Zähne zusammen und sagte

sich im stillen: „Es muß sein, und so soll es auch sein!“

Zum Glück hörte es auf zu schneien, auch der Sturm ließ nach. Die Wolken teilten sich da und dort, und wie neugierige Augen, die das märchenhafte Schauspiel der über die Erde hingebreiteten fleckenlosen Riesendecke betrachten zu wollen schienen, flimmerten die Sterne aus ewiger Höhe hernieder.

Bertolds Gesicht überflog ein heller Schein. Die Sterne, nach denen er vorher vergeblich ausgeschaut — da waren sie! Es dünkte ihm ein gutes Zeichen.

Er schritt mit sicheren und kräftigen Schritten vorwärts. Dabei richtete er dann und wann eine liebevolle Frage an den Vater, der mit seiner alten, treuherzigen Stimme versicherte, er fühle sich ganz wohl, Evas Heidelbeergeist habe ihn bis in die Knochen hinein erwärmt.

Leider hatte Bertold kaum die Hälfte des Weges hinter sich, als er fühlte, daß seine Kräfte urplötzlich zu erlahmen anfangen. Seine Brust keuchte, sein Atem pfliff. Dazu troch eine bleierne Müdigkeit an ihn heran. Er wollte sie nicht aufkommen lassen und riß die Beine förmlich vom Boden empor, um sie weiter vorwärts zu setzen. Allein er bot umsonst seine ganze Widerstandskraft auf. Vor seinen Augen kreisten Feuerräder, wild hämmerte es in seinem Kopf, er fühlte, wie ihm im nächsten Augenblick die Sinne schwinden mußten.

Er hatte gerade noch die Kraft, sich auf die Knie niederzulassen, damit er nicht mit dem Vater zusammenstürze und der alte Mann in jähem Fall sich einen Schaden zufüge. „Was ist denn?“ fragte der Vater ängstlich.

„Ich — kann — nicht — mehr —“, lallte Bertold, „ein wenig ausruhen — dann — dann —“ er verlor das Bewußtsein.

Jammernd warf sich der Alte über ihn. „Bertold — Bertold —“ wimmerte er, „so müssen wir alle beide sterben — erfrieren in der kalten Nacht! — Nein — warte — ich versuch's — ich bin jetzt ausgeruht — ich werd' schon gehen können — ich hole Hilfe — — da kommt schon Hilfe,“ schrie er erfreut auf und beugte sich wieder über den Ohnmächtigen, als wolle er ihn wachrütteln.

Um die Wegbiegung kamen drei Gestalten. Voran hastete ein Weib, das eine Laterne in der Hand trug.

Es war wirklich Hilfe in der höchsten Not. Und das ging so zu. Nachdem Eva ein kräftiges Abendessen bereitet hatte, begab sie sich wieder in die Stube, um am Lager der Toten zu beten. Aber mitten im Gebet schrak sie plötzlich empor. Sie konnte die Fürbitte nicht zu Ende bringen. Das Gedächtnis und die Lippen versagten den Dienst. Eine heiße Angst packte sie, als laure draußen in der Nacht ein großes Unglück. Wie eine Vision kam es über das bebende junge Geschöpf. Sie sah ihn, der ihr das Liebste auf der Welt war, in Schnee und Nacht mit dem Tode ringen. Es war ihr, als ob ein Hilferuf an ihr Ohr geschlagen habe, ein Schrei, der letzte Laut von Bertolds Lippen.

In zitterndem Entsetzen schraubte sie die Lampe tiefer und schlug ein Kreuz über das Bett. „Wach du bei ihr,“ sagte der verstörte Blick, den sie zum Muttergottesbild emporwandte.

In der Küche füllte sie heißen Milchkaffee in eine Flasche, unwickelte sie gut mit einem Tuch, damit der Inhalt warm bleibe, und barg das Ganze in einem Körbchen. Dann nahm sie ein Tuch um die Schultern, zündete sich eine Laterne an und eilte hinaus in die Nacht.

Schräg über der Straße drüben stand das Wirtshaus. Aus den niedrigen Fenstern fiel ein schwacher Schein heraus auf den Schnee. Trotzdem Wochentag war, mußten sich also noch Gäste in der Wirtsstube befinden. Eva atmete erleichtert auf und trat ein, um Hilfe zu erbitten.

Gleich in der Nähe der Tür saßen zwei Burschen aus den Nachbarhäusern beim Kartenspiel. Die zitternde Eva trat an den Tisch heran. Im ersten Augenblick fand sie keine Worte, dann aber brach ihr Herzeleid von den blassen Lippen. Bertold, der der kranken Mutter wegen heimgekommen sei, habe sich aufgemacht, um dem Vater nach Beerenhausen entgegenzugehen. Nun hätte es bereits elf Uhr geschlagen und weder Vater noch Sohn seien heimgekehrt. Es müsse gewiß ein Unglück geschehen sein.

„Da muß freilich nachgesehen werden,“ sagte der eine Bursche gutmütig und legte die Karten fort. Auch der andere stand auf, und bald darauf wanderten sie rüstig auf dem Wege nach Beerenhausen dahin, Eva in ihrer drängenden Hast immer ein paar Schritte voraus.

Der alte Mann kam ihnen entgegen. „Gott Lob und Dank!“ rief er ein- über das anderemal und führte sie an die Stelle, wo der Bursche zusammengebrochen war. Die urkräftige Natur Bertolds überwand die zweite Ohnmacht ebenso rasch wie die erste am Totenbett der Mutter. Gerade als Eva in unendlichem, wenn auch wortlosem Schmerz sich über ihn neigte, streckte er ihr die Hand entgegen und ließ sich aufhelfen.

Er nahm dann einen Schluck aus der Flasche, die Eva mit ihren zitternden Händen geschäftig hervorholte. Der Trank hatte sich warm erhalten und wirkte vollends belebend auf den durch die Überanstrengung Geschwächten. Auch der Vater mußte trinken. Er tat es herzhaft und erklärte dann, als ihm die beiden mitgekommenen Burschen rechts und links die Arme reichten, mit solch kräftiger Unterstützung die letzte Wegstrecke recht gut zurücklegen zu können. Man setzte sich in Bewegung. Eva folgte mit Bertold.

Sie wußte recht wohl, daß sie, die Kleine, Schwächliche, für den großen stattlichen Burschen keine tatkräftige Hilfe sein konnte, und doch bat sie ihn zaghaft, er möge sich auf ihre Schulter stützen.

Das tat er nicht, aber er blieb stehen, griff nach ihrer Hand und drückte sie herzlich. „Du gute, treue Eva,“ sagte er, und noch einmal: „Du gute, treue Eva du!“

Da war es um die Fassung des armen Dings
gesehen. Die Natur machte ihr Recht geltend, die
angefaute fürchterliche Erregung, die sich in Evas
Brust angesammelt hatte, brach sich in heißem
Schluchzen Bahn. Wie ein Tränenkrampf kam es
über sie. Da Bertold den Arm um sie legte, verlor
sie vollends alle Herrschaft über sich, barg den Kopf
an seiner Brust und stammelte: „Wenn du — ge-
storben wärst — ich weiß nicht, was ich getan hätte —“

Blitzartig kam die Erkenntnis über Bertold. Auf's
tiefste erschüttert stand er bei diesem Ausbruch des
jungen Geschöpfes, das bisher seine Liebe so schwei-
gend und tapfer niedergetämpft hatte. Er strich über
ihr blondes Haar hin und fragte weich: „So lieb
hast du mich, Eva?“

„Über alles lieb,“ flüsterte sie schamhaft zurück
und presste ihr Gesicht noch fester an seine Schulter.
„Sei nicht böse, daß ich es ausspreche — aber ich
kann nicht anders, — ich habe dich schon immer ge-
liebt — vom ersten Augenblick an, da ich in euer
Haus kam — — ja, Bertold.“

Er dachte mit qualvoll bitteren Empfindungen an
Beronika und verglich ihr herzloses Spiel mit der
keuschen, allmächtigen Liebe, die in Evas junger
Seele für ihn glühte. Und da verblaßte in der sei-
nigen das Bild der schönen, stolzen Großbauern-
tochter, und durch seine Brust zog es wie die leise
Ahnung eines wahren, reinen Glückes, das aus Evas
blauen Augen für ihn erblühen würde.

Er drückte das noch immer leise schluchzende Mäd-
chen sanft an sich und sagte mit erhellter Stimme:
„Ich hätte nicht gedacht, daß mir in dieser unglück-
seligen Nacht noch eine solche lichte Verheißung zu
teil werden würde. Eva, was du vorhin zu mir
gesagt hast, war keine Frage, und doch bin ich dir
eine Antwort darauf schuldig. Aber ehe ich sie gebe,
mußt du vollständige Klarheit haben, mußt wissen,
was ich getan habe.“

Und er erzählte ihr den Vorgang im Dorngut,
der die Schuld daran getragen, daß er erst daheim
eingetroffen war, als die Mutter schon hinübergegangen
zur ewigen Ruhe. Nicht mit einer Silbe beschönigte
er seine Verirrung.

Sie hatte sich, während er sprach, mechanisch von
ihm losgemacht und war einen Schritt zurückgetreten.
„Siehst du,“ rief er schmerzlich, als er geendet und
eine Weile vergeblich auf ihre Antwort gewartet hatte,
du verurteilst meine Handlungsweise. Jetzt weiß
ich, daß mir auch die Mutter im Himmel nicht ver-
geben kann!“

Eva hatte einen Augenblick wie erstarrt gestanden.
Nun aber streckte sie rasch die Hand aus und sagte
in ergreifendem Ton: „Wie kannst du denken, daß
eine Mutter ihrem Sohn nicht vergeben würde! Und
auch ich darf dich nicht verurteilen, Bertold, nein,
nein — nie könnte ich das —“

Sie stockte.
Er sah sie fragend an, aber sie wandte sich plötzlich
ab und lief, von neuem weinend, den Vorangegangenen
nach, die um eine Wegbiegung verschwunden waren.

Im Nu hatte Bertold die Geflüchtete eingeholt und
fragte verwirrt: „Was hast du? Wenn du glaubst,
daß die Mutter mir vergeben hat, wenn auch du mir
vergibst — warum weinst du denn?“

„Ich — ich schäme mich,“ schluchzte sie in tiefster
Herzensnot. „Du liebst eine andere — und ich —
ich habe dir gesagt —“ wieder stockte sie.

Er aber hatte begriffen, was in ihr vorging. Mit
beiden Händen hielt er sie fest und sagte ernst: „Ich
habe eine andere geliebt, Eva. Doch das ist vorbei.
Diese Liebe ist tot für immer. Willst du mir das
glauben? Sprich!“

So voll tiefer Feierlichkeit war sein Ton, daß sie
überzeugt nickte und mit den feuchten Augen in
scheuem Lächeln zu ihm aufsaß.

„Dann mußt du mir auch noch eins glauben,“
fuhr er fort. „Diese Nacht, die mir die Mutter
genommen und meine Seele mit schwerer Schuld
belastet hat, diese Nacht, die mich beinahe auch das
Leben des Vaters gekostet hätte — siehst du, ich segne
sie trotz alledem! Hat sie mich doch einen Blick tun
lassen tief in ein reiches, schönes, opfermutiges Frauen-
herz! Und dieses Herz sollte ich nicht festhalten?
Da verdiente ich, einer Zukunft voll Dunkel und
Sorge entgegenzugehen. Aber du sollst sie mir hell
machen.“ Er breitete die Arme aus und rief leise:
„Eva!“

Und sie hing an seinen Lippen. Aber nur einen
Augenblick. „O Bertold,“ sagte sie dann, „ist es
nicht Sünde, in dieser Nacht, in der die Mutter für
immer von uns gegangen ist, ein so großes Glück
zu empfinden, wie es mir fast die Brust zersprengen
will?“

Er hob ihr blondes Köpfchen und deutete auf einen
Stern, der am Himmel in besonders hellem Glanz
erstrahlte.

„Wir wollen denken, dort oben befinde sich jetzt
unsere gute Mutter,“ sagte er. „Der Stern leuchtet
so hell, weil die Mutter sich über unser schwer er-
rungenes Glück freut, weil sie uns zulächelt.“

„Wie schön du das sagst,“ erwiderte Eva voll
Bewunderung und schmiegte sich dankbar an seine
Seite. Er zog sie nun rascher mit sich vorwärts,
damit der Vater nicht vor ihnen zu Hause anlange.
Der alte Mann durfte auf keinen Fall unvorbereitet
an das stille Lager der Heimgegangenen treten. —

Bald nach dem Begräbniß, an dem das ganze
Dorf teilgenommen, kehrte Bertold in die Stadt
zurück. Wohl zitterte ein tiefer Schmerz in ihm
nach, aber von dem Druck der schweren Schuld fühlte
er sich befreit. Voll frischer Kraft ging er an die
Arbeit, und seine Freistunden widmete er nach wie
vor den Büchern und seiner Erfindung. Und in
einer Nacht zum Sonntag, die er voll besonderen
Eifers in seiner stillen Kammer durchgearbeitet, sah
er sich mit den ersten rosigen Sonnenstrahlen an dem
heißersehnten Ziel. In seinem freudigen Drang ent-
deckte er sich sofort seinem Meister, der den fleißigen
und bildungsbeflissenen Burschen sehr gern hatte.

Es handelte sich um eine wichtige Verbesserung



an einem elektrischen Beleuchtungskörper. Der Meister erkannte zwar die Tragweite der Erfindung nicht ganz, schickte aber doch Bertold damit kurzerhand nach Berlin zu einem befreundeten Fabrikanten. Der Fabrikant fand gleichfalls an dem strebsamen, gescheiterten Burschen Gefallen, er kaufte ihm seine Erfindung ab und bot ihm zugleich eine Stellung in seinem Geschäft an. Bertold griff natürlich mit beiden Händen zu.

Ehe er die Stellung aber antrat, eilte er für ein paar Tage nach Hause, um dem Vater sein großes



An dieser heiligen Stätte gelobten sich Bertold und Eva nochmals Treue.

Glück mitzuteilen, dessen Kunde eine gewaltige Aufregung in dem stillen Dorf hervorrief, und sich öffentlich mit seiner kleinen Eva zu verloben.

Ein Jahr später sollte die Hochzeit stattfinden.

Als Bertold zu der ersöhnten Feier im Dorf eintraf, war er aufs höchste erstaunt, seine Eva so ganz verwandelt vorzufinden. Sie hatte die Zeit seiner Abwesenheit benutzt, um unter der Leitung des Lehrers und seiner Frau, die früher auf einem großen Gut Mamsell gewesen war, sich allerlei nützliche Kenntnisse zu erwerben und zugleich auch in ihrer Kleidung und in ihrem Benehmen auf eine höhere Stufe zu erheben.

Bertold brauchte sich durchaus nicht zu schämen, das zierliche, hübsche Mädchen als seine Frau mit nach Berlin zu nehmen. Er hätte sie aber auch mit sich genommen, wenn sie die schüchterne, kleine, blasse Eva von früher geblieben wäre. Denn er hatte sie in der Zeit seiner Abwesenheit von ganzem Herzen liebgewonnen.

Natürlich wollten die beiden den Vater bewegen, mit ihnen nach Berlin zu kommen. Allein er konnte sich nicht von dem Dorf und seinem Häuschen trennen, er wollte darin in stiller Beschaulichkeit den Rest seiner Tage verleben. Die Kinder mußten ihm aber versprechen, ihn in jedem Sommer einmal zu besuchen. Das taten sie herzlich gern.

In ihrem Innern würden sie natürlich dem stillen, friedlichen Erdenwinkel, wo ihnen eine einzige Nacht soviel an Schmerz und Freude gebracht und eine Wendung ihres Daseins herbeigeführt hatte, auch draußen in dem lauten, bewegten Leben stets eine Erinnerungsstätte bewahren, und die Sehnsucht zog sie gewiß von Zeit zu Zeit einmal dahin.

Als die Trauung vorüber war, ging das junge Ehepaar mit Kränzen und Blumen hinaus zum Grabe der Mutter, und an dieser heiligen Stätte gelobten sich Bertold und Eva nochmals Treue und Liebe für das ganze Leben.

Das vorrätige Grab.

Niemand kann wissen, ob der Tag, den man gesund, glücklich und froh begrüßt, einen ebenso günstigen Abschluß findet. Gar mancher, der im Vollgefühl seiner Kraft noch ein halbes Jahrhundert vor sich zu haben vermeinte, lag plötzlich, ehe man sich dessen versah, tot und starr auf der Bahre. So auch der Totengräber von Hinterkirch.

Der war ein sehr robuster, stämmiger Mann und infolge seines Berufes auch sehr robust am Gemüt, teilnahmslos gegen fremdes Weh und Leid geworden. Er schaufelte Alte und Junge, Greise und Kinder hinunter, als ob es Runkelrüben und keine mit Tod abgegangene Menschenkinder wären, die auf dem Friedhof der Auferstehung harren sollten. Im Interesse seines Geschäftes tat es ihm nur leid, wenn wenige starben.

„Das Wetter ist viel z' g'fund, der Wind zu lind und der Regen zu warm,“ konnte er in seiner rohen Weise sagen. „Da stirbt ja niemand und ich komme um den Verdienst, wenn so wenige abreisen. Das war's doch vor zehn Jahren ein ander Wehl, als die Diphtheritis und das Nervenfieber grassierten. Da hatte ich Einnahmen, daß ich auch leben konnte, bei Gott! Jetzt aber, seit die neue Brunnenleitung fertig ist und das Wasser klar und ohne Unrat aus allen Röhren spritzt und in allen Gassen und Enden für die teure Gesundheit der Menschen Sorge getragen wird, jetzt gibt's höchstens noch eine elende Inzidenz, die selten einen umzubringen vermag.“

So und ähnlich drückte sich der Totengräber von Hinterkirch aus, oft zum großen Verdruss der Leute, die ob solcher Gemütsroheit sich empörten.

Einnmal im Winter, es war im kalten, schaurigen Monat März, stellte die „lumpige“ Inzidenz, welche nach des Totengräbers Ansicht keinen umzubringen vermochte, mit aller Macht sich ein, um die Leute von ihrem Können zu überzeugen. Innerhalb der kurzen Frist von vierzehn Tagen waren in dem feine-